

In: Bentfeld, Anne / Delabar, Walter (Hg.): Perspektiven der Germanistik. Neue Ansichten zu einem alten Problem; Opladen 1997, S. 32–47.

Hartmut Böhme

Die Literaturwissenschaft zwischen Editionsphilologie und Kulturwissenschaft.

Ein Blick auf die gegenwärtige Lage der literaturwissenschaftlichen Germanistik weckt den Eindruck, daß ihre Dauerkrise, deren sie sich seit 1966 erfreut, durch zwei völlig entgegengesetzte Therapien gelöst werden soll. Die eine Lösung besteht in einer radikalen Engführung der Literaturwissenschaft, die andere in deren rückhaltloser Erweiterung. Die Frage ist, ob man zugleich ein- und ausatmen kann. Die weitere Frage ist, ob es überhaupt wünschbar ist, die sog. Dauerkrise zu beenden. Wollen wir überhaupt eine Germanistik, die von *einem* homogenen Theorie-Paradigma zusammengehalten und damit in der Lage wäre, zwischen den zerstrittenen Positionen Konsens zu stiften? Ich denke, wir sollten es nicht wollen. Wenn es *eine* Lehre von 1945 und 1989 gibt, dann die, daß man schiasmatische Wissenschaftsentwicklungen nicht bedauern, sondern begrüßen sollte. Nicht Einheit, sondern Vielheit, nicht Identität, sondern Differenz, nicht Homogenität, sondern Heterogenität schaffen das Klima für eine kreative Wissenschaft.

Mit *Engführung* meine ich, daß weite Teile der Neugermanistik sich auf sog grundwissenschaftliche Tätigkeitsfelder beschränken: das sind zuerst die langjährigen Editions- und Kommentar-Unternehmen, aufwendige Programme zur Quellenerschließung und Archivforschung, es sind Bibliographien, Repertorien, Lexika, Hand- und Arbeitsbücher und, was ich auch hierher setzen möchte, die Computerisierung all dieser Felder, womit man ebenfalls Jahre vollauf zu tun hat. Dieser Prozeß vollzieht weitgehend ohne öffentliche Diskussion, stillschweigend, aber im großen Stil. Ich vermute, daß mehr als 50% der Gesamtforschungsressourcen in diese grundwissenschaftlichen Tätigkeiten fließen. – ich meine damit nicht so sehr das Geld aus Einrichtungen wie der DFG, VW-Stiftung etc., sondern vor allem manpower der Universitäten. Die *Erweiterung* der Germanistik hingegen wird allgemein und öffentlich diskutiert: hierbei geht es nicht um einen vermeintlichen Kern, sondern um die Ränder des Faches. Seit die

Germanistik von Krisen regelmäßig heimgesucht wird oder diese selbst herbeiredet, geht es um Grenzen des Faches und ihre Erweiterung. Also ehemals um die Erweiterung in Richtung auf die Geschichtswissenschaft, besonders die Sozialgeschichte, auf den Strukturalismus und die allgemeine Sprachwissenschaft; heute wird die Reformulierung der Literaturwissenschaft *als* Kulturwissenschaft bereits von der WRK und KMK, von Expertengruppen und Studienplankommissionen empfohlen, während die Linguistik vor allem den Kognitionswissenschaften und der Neurobiologie nacheilt. Im folgenden lasse ich die Linguistik fort, obwohl zu fragen ist, ob nicht gerade durch sie die Einheit des Faches, so sie denn noch besteht, am stärksten infragegestellt wird. Trotz der Arbeitsteilung zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft verfügte man bis in die 70er Jahre aufgrund der Fortwirkung der Herder-Humboldtschen Sprachauffassung und der traditionellen Bindekraft der Hermeneutik noch über viele binnendisziplinäre Beziehungen. Auch unabhängig vom gemeinsamen Ausbildungsauftrag von Deutschlehrern war es nicht sinnlos, von einer Facheinheit der Germanistik zu sprechen. Dagegen gibt es zwischen der Computerlinguistik und einer ethnologisch orientierten Literaturwissenschaft heute keine Beziehung mehr, ebenso wenig wie etwa zwischen Neurobiologie und Mediaevistik.

Hier verstärkten sich zwei Prozesse gegenseitig: die staatlich oktroyierte Verlagerung von der Deutschlehrerausbildung auf Magisterstudiengänge einerseits und die extreme Pluralisierung von germanistischen Wissensgebieten andererseits machten die Frage nach dem Zusammenhang von Linguistik und Literaturwissenschaft – 1970 noch hochaktuell – obsolet. Die unterdessen hochprofessionalisierte Germanistik hat die Bedürfnisse der Deutschlehrerausbildung völlig aus den Augen verloren. Es gibt in der Hochschulgermanistik keinen Praxisbezug mehr und es gibt keine synergetischen Effekte, sondern – ich übertreibe etwas – nur noch Diversifikation.

Diversifikation ist in der Wirtschaft eine Strategie der Risikoverminderung durch Gründung vieler, voneinander unabhängiger Subunternehmen unter einem Dach. Genau so verfuhr die Germanistik, die seit 25 Jahren von der Angst vor Legitimationsdefizit und seit 20 Jahren von der Angst vor Stellenabbau umgetrieben wird, obwohl sie personell so stark wie niemals zuvor in ihrer Geschichte ist. Diversifikation in der Wirtschaft heißt aber natürlich nicht, daß die Subunternehmen

gegeneinander konkurrieren. Die Germanistik hingegen hat es geschafft, ein Modell zu kreieren, das ich 'binnenkonkurrentische Diversifikation' nennen möchte. Damit aber geht der beabsichtigte Effekt der Diversifikation verloren, Unsicherheit zu vermindern; statt dessen steht man extern *und* intern in Konkurrenzen – und dies angesichts einer Wissenslage, die quantitativ so extrem angewachsen und qualitativ so komplex geworden ist, daß kein Mensch auch nur halbwegs die Fachentwicklung überblicken kann. Das verschärft Abwehrmechanismen und Konkurrenz nach innen: wenn ich editionswissenschaftlich gut sein will, kann ich die Entwicklung einer ethnographischen Literaturwissenschaft nicht mehr verfolgen – was gewöhnlich heißt, ich werde sie irgendwie stereotypisieren, z.B. als modisch, und sie in innerer Angst ablehnen. Die Lage der Germanistik an der HUB scheint mir symptomatisch: während die Linguistik und die Literaturwissenschaft jeweils für sich über ein hohes Maß professioneller Außenbeziehungen verfügen, besteht nach innen, zwischen ihnen, Funkstille und Abwehr. Ich möchte sagen: es besteht auch Angst. Denn ein Effekt der binnenkonkurrentischen Diversifikation ist eine erhebliche Verunsicherung der Wissenschaftler hinsichtlich dessen, was jenseits ihres Gebietes alles noch im Fach stattfindet – und dies ist immer das meiste. Ich bin mir sicher, daß dies Angst auslöst, die sich in vielen Formen larviert. In einem großen Fach ohne Angst ein kleiner Wicht zu sein – und das sind wir objektiv –, können wir nur, wenn es eine Art corporate identity gäbe –, die es aber, unter Bedingungen der binnenkonkurrentischen Diversifikation, nicht geben kann. Meine Eindruck ist, daß der halb spastische, halb hektische Zustand einer sich gefährdet wahnenden Germanistik vor allem auf wissenschaftspsychologische Faktoren zurückgeht. Angst ist dabei der Faktor ersten Ranges.

Doch um Angst soll es heute nicht gehen. Immerhin hoffe ich verständlich gemacht zu haben, daß die beiden eingangs genannten Reaktionformen, das Fach engzuführen auf einen grundwissenschaftlichen Kern oder es an den Rändern offensiv zu erweitern nicht nur innere Gründe der Wissenschaftsentwicklung haben, sondern vor allem außengeleitet sind. Mit diesen Reaktionsformen will ich mich beschäftigen.

Ich beginne mit der Engführung. Zu den selbstverständlichen Aufgaben einer Muttersprachphilologie gehört die Textsicherung der literarischen Überlieferung. Das war immer so und muß auch so bleiben. Eine kulturelles Gedächtnis kann ohne verlässliche Überlieferung nicht funktionieren. Es ist

aber auch unbestritten, daß selbst sehr gute Editionen, die im Vergleich zur Interpretationsphilologie eine relative lange Haltbarkeit haben, dennoch veralten. Deswegen können Neueditionen kanonischer Autoren notwendig werden – und zwar nicht nur, weil es neue Textfunde gibt und Editions- und Kommentarprinzipien sich ändern, sondern weil in Editionen sich das kulturelle Gedächtnis neu und präzise formiert. Editionen sind ziemlich gute Indikatoren, in welcher Weise sich die Gegenwart zu kanonischen und nicht-kanonischen Überlieferungen positioniert. So wird z.B. in den Goethe-Editionen die Geschichte der Germanistik in ihrem jeweiligen Zeitbewußtsein und ihrem Verhältnis zu einem höchstmaßstäblichen Autor der Vergangenheit prägnant mitbuchstabiert. Ferner sind Editionen dann von großer Wirksamkeit, wenn sie bislang unzureichend repräsentierte Strömungen der Literaturgeschichte verfügbar machen. So hat die Herausgabe von Werken der republikanischen, demokratischen oder sozialistischen Traditionen in den Jahren nach 1968 die Reformimpulse der Germanistik wesentlich mitbestimmt. Umgekehrt hat das dürre historische Bewußtsein der Neugermanistik, deren Wahrnehmungsgrenze etwa bei 1750 endete, eine produktive Horizonzerweiterung durch die Neudrucke und Editionen aus der frühen Neuzeit, dem Barock und der Frühaufklärung erfahren. Ähnlich behinderte die editorische Fixierung der Mediaevistik auf das Textcorpus der mittelalterlichen Blütezeit jahrzehntelang komparatistische und kulturgeschichtliche Forschungen; der Blütenzeit-Fetisch erschwerte die Integration der deutschsprachige Literatur in die lateinische Kultur Europas und verstellte ihre Anschlüsse an andere Diskursformen, wie die theologischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Genres. Heute weiß man, daß ein Altgermanist zumindest ein guter Latinist sein und sich in der Schrift- und Bildkultur eines Jahrtausends auskennen muß. Aber wie soll er es, wenn nicht große editionsphilologische Anstrengungen unternommen worden wären. Denn gerade bei der Erforschung einer Handschriftenkultur hängt die Bildung historischen Bewußtseins entscheidend von der Zugänglichkeit der Texte im Medium des Buches, wenn nicht der Textdatenbank ab. Ich will damit nur andeuten: es kann kein Zweifel sein, daß Editionen zu den hochrangigsten Aufgaben der Germanistik gehören.

Editionenphilologie ist mithin nicht der untergeordnete Zuliefererbetrieb für ein höheres Wissenschaftsstockwerk und Editoren sind nicht das Bodenpersonal für die Piloten der Interpretationskunst. Editionsphilologie ist aber auch nicht ein still-asketischer Heroismus jenseits der Zeit, eine

Archäologie zur Rettung, Rekonstruktion und Bewahrung von Textmonumenten – unberührt von historischen Moden-, Methoden- und Paradigmenwechseln. Editionsphilologie ist Grundlage für die Entwicklung von Gegenwartsbewußtsein, das sich anders als in den Medien der überlieferten Vergangenheit nicht artikulieren kann. Es gibt darum gute Gründe für eine *Politik der Editionen*. Und dies umso mehr, als Editionen zum teuersten gehören, was es in der geisteswissenschaftlichen Forschungsförderung gibt.

Wir können gegenwärtig ein Hausse der Editoren im ranking der Geisteswissenschaftler beobachten. Außergewöhnliche Editionen haben eher eine Chance, in der seriösen Presse besprochen zu werden, als eine ausgezeichnete Habilitation über Stifter oder ein Tagungsband über Theorieprobleme der Literaturwissenschaft. Das muß man nicht bedauern. Doch dies ist auch ein Symptom davon, daß alles, was zur Editions-wissenschaft gehört, nicht nur von großen Teilen der Germanistik, sondern auch von der Öffentlichkeit als der eigentliche, der seriöse Teil der Germanistik angesehen wird. Gegenüber dem ständigen Beschleunigungsdruck, der in den historisch-hermeneutischen und theoretischen Sektionen besteht, wächst seit langem eine Art Müdigkeit und der Wunsch nach festem Grund. Im Schatten dieser Müdigkeit wachsen die fleißigen Lieschen des Editionen zu großartigen Monumenten ihrer Macher heran. So wird die Faust-Edition als editorisches Finale gefeiert. Bereits der Ankündigungsband einer Kafka-Edition, die über die historisch-kritische Ausgabe hinaus vor allem Faksimile-Wiedergaben und diplomatischen Abdruck verspricht, wird bundesweit als der endlich authentische Kafka vorab gewürdigt. Allerorten wird Editions-Politik gemacht. Und mitnichten sind Editoren heute noch weltfremde Zölibatäre im mönchischem Dienst am Allerheiligsten der Handschrift. Wer edieren will, muß heute nicht nur ein präziser Philologe sein, sondern über Macht, Einfluß und auch über Öffentlichkeit verfügen.

Denn es geht um Geld – um viel Geld. Geld ist knapp und die Texte, die ediert werden wollen und sollen, werden – naturgemäß – immer mehr. Große Editionen, die sog. Langzeitvorhaben, kosten zweistellige Millionensummen. Die Personalbibliographie eines wichtigen Autors kostet mindestens zwei Millionen. Als Gegenleistung hätte man dann z.B. 40 Bände eines Autors, dessen literarisches Werk höchstens acht Bände umfaßt, woraus wir einen Band Meisterwerke kondensieren könnten, und von dem wir nun nahezu

jedes Zettelchen und jeden Brief von ihm und an ihn lesen dürfen (was natürlich niemand tut). Oder wir haben eine Bibliographie von Primär- und Sekundärtexten, die bei einem wichtigen Autor älteren Datums und gut entwickelter Forschungsgeschichte – sagen wir – 25000 Titel umfaßt (auch dies ist ein mehrbändiges Werk, vor dem nicht nur jeder Magisterstudent erstmal in die Knie geht). Das ist das eine – das Produkt, das oft schon zweifelhaft genug ist.

Doch sehen wir hinter das Produkt. Dann bemerken wir: wir haben 6 bis 15 Jahren, mitunter auch 20 bis 30 Jahre lang eine Forschergruppe bezahlt, die – je länger, je mehr – zu einer eingeschworenen Gemeinde werden *muß*, mit allerbesten Kenntnissen auf drei Quadratzentimetern, die ihnen eine Welt sind, und totaler Ignoranz im übrigen Quadratkilometer der literarischer Landkarte. Wir haben es mit forschungspsychologisch höchst problematischen Prozessen zu tun. Editoren sind oft Abhängige ohne feste Stelle, angewiesen auf Professoren, die, überbelastet von Alltagsgeschäften, eher weniger als mehr für die Edition tun, die sie leiten und deren Ruhm gewöhnlich sie einernten. Wer über Jahre in einem Langzeitvorhaben arbeitet, kommt in der Regel nicht mehr auf eine Universitätsstelle. Die soziale Isolation ist groß; die Arbeitsbelastung hoch; es gibt wenig narzißtische Bestätigung, aber viel Kränkbarkeit; nach fünf Jahren mühsamen Detailfleißes findet man auf S.3 seinen Namen an zweiter Stelle hinter dem des Professors. Unterdessen haben sich Mitkommilitonen von früher habilitiert; man tröstet sich damit, daß diese Edition ein Markstein an der Straße der Ewigkeit ist: Interpretationen vergehen, Editionen bestehen; wenn schon nicht Professor, so hat man wenigstens Teil am himmlischen Glanz des hoffnungslos, d.h. hoffnungssüchtig überschätzten Autors. Man hat die Examens-, vielleicht noch die Doktorarbeit über ihn geschrieben; wenn es schlimm kommt, geht man mit ihm in Rente und wenn es hoch kommt, ist es Mühe und Arbeit gewesen. Die Edition frißt ihre Macher. Das ist der Humus, auf dem die Editionen wachsen. – Kein Zweifel, wir wollen gute und sorgfältige Ausgaben und zwar möglichst viel und möglichst bald. Kein Zweifel aber auch, daß bei Lesern und Verlagen, bei Forschungsförderungseinrichtungen und Universitäten eine eklatante Gleichgültigkeit gegen das Gros der abhängigen Editoren besteht, die zwischen Obsession und Depression verschlissen werden. Editionen kosten mehr als Millionen, sie kosten auch Menschen.

Wenn eine Politik der Editionen zu fordern ist, so hat sie sich auf zwei Typen von Kosten zu richten: das Geld und die Humankosten. So sorgfältig die Begutachtungen in Fördereinrichtungen wie der DFG oder in den Akademien der Wissenschaften ablaufen mögen – begutachtet werden immer nur Projekte, die beantragt werden. Vom Gesamtkorpus der Literatur her betrachtet ist es reiner Zufall, daß eine kritische Kurt Tucholsky-Edition beantragt wird, eine für Wilhelm Heinse jedoch nicht; daß zwei Goethe-Editionen miteinander konkurrieren, eine Lohenstein-Ausgabe hingegen nicht in Sicht ist. Man übertreibt nicht, wenn man behauptet, daß die Edition der deutschen Literatur ungeplant verläuft. Man schafft teure Insel-Lösungen: scheinbar erstklassige Ausgaben, die in hypertropher Weise noch die letzten Materialien edieren und aufwendig kommentieren und aus einer 60-Seiten Novelle eines mitelmäßigen Romantikers einen 440-Seiten-Band machen; und daneben dehnen sich Wüsten von unedierten, früher mal schlecht edierten oder vergriffenen Textmassen.

Nicht nur, weil Geld knapp ist, sollte die mittelfristige und langfristige Editionsplanung verbessert, ja, überhaupt erst entwickelt und erprobt werden.

Ferner sollten die Editionsprojekte strenger auf Benutzbarkeit geprüft werden. Editionen sind zu oft eine monumentale Begräbnisstätte des Autors, den sie lebendig erhalten wollen. Es ist in meinen Augen völlig sinnlos, einen Autor, der 2000 Seiten hinterlassen hat, in 10 dickleibigen Bänden zu edieren. Es gibt noch schlimmere Beispiele. Der Kommentierwut und dem Dokumentationsfetischismus müssen Grenzen gezogen werden. Im Zeichen der Materialität, Prozessualität und Intertextualität des literarischen Werkes hält man heute die buchmäßige Veröffentlichung jedweder Fassung, Studie, Notation, jedes Exzerpts, Einfalls, und natürlich alles Gestrichenen für das wichtigste Editionsgebot, möglichst in einer Druckform, die die handschriftlichen Befunde mimetisch nachvollzieht. Man stelle sich dies für alle wichtigen Autoren des Kanons vor – und man hat instantiell das Ende der finanziellen Fahnenstange erreicht. Das weiß jeder: und darum wird Editions politik heute eben nicht nach einer konsensuellen Planung betrieben, sondern durch Macht, Einfluß und Öffentlichkeit. Man powert seinen Autor durch. Ich kenne keine Anträge, die nicht die absolute und bisher natürlich immer unterschätzte Wichtigkeit der Edition *dieses* Autors begründen; ich kenne aber keinen Antrag, der dies im historischen Kontext und im Vergleich mit der Editions lage des

literarischen Feldes dieses Autors tut. Dies aber wäre zu verlangen – doch man kann dies nur verlangen, wenn die Germanistik insgesamt sich in der Pflicht sähe, Editionen weitblickend zu planen. Davon aber kann nicht die Rede sein.

Der Irrsinn, innerhalb einer historisch-kritischen Ausgabe alles und jedes zu publizieren, muß aufhören. Es ist nicht ohne Witz, daß der Dekonstruktivismus, welcher keinen Ursprung und kein Ende des Textes, keine Authentizität und Intentionalität anerkennt (mit vielen guten Gründen), dazu genutzt werden konnte, um eben deswegen die Masse des zu Edierenden uferlos auszudehnen und eine Art von 1 : 1-Wiedergabe des Textes zu legitimieren. Paradoxerweise stützt man mit einer Theorie, die jede Authentizität als Schein erweist, den Authentizitäts-Fetisch Text. Damit werden zum einen die avant-textes, die Neben- und Paratexte extrem aufgewertet, weil die Verwebungs- und Prozeßstruktur des Textes dies erfordere; zum anderen wird der Editor selbst zu einem uferlosen Kommentieren freigesetzt, in Namen der Intertextualität.

Es kann nicht strittig sein, daß darin wichtige Anstöße zur Editionspraxis liegen. Freilich muß hier strenger unterschieden werden, was in eine Edition gehört und was eine monographische Studie ist. Die Intertextualität eines Autors, die Prozeßhaftigkeit eines Werkes, die Materialität der Schrift kann und soll nicht vollständig in einer Edition erschöpft werden. Das ist nicht nur unfinanzierbar. Sondern es ist im schrillen Mißverhältnis von Textmasse deutscher Literatur zur Ressource der Germanisten ... ein geradezu flammender Wahnsinn. Hier ist einerseits zu fordern, daß Text-Datenbanken für die Forschung produziert werden; andererseits sollten Modellstudien zu Fragen der Prozeßhaftigkeit, Intertextualität und Materialität geschrieben werden, die strikt aus der Edition auszugegliedern sind. Im Blick auf die Leser und damit in Blick auf das eigentliche Medium kulturellen Gedächtnisses sind zuverlässige, zurückhaltend kommentierte Leseausgaben zu empfehlen. Für die Forschung dagegen sind öffentliche Text-Datenbanken bereitzustellen, welche die Hintergrundmaterialien anbieten und fortgeschrieben werden können.

Es ist ein wirklicher Fortschritt für die Forschung, daß man das gesamte griechische Text-Corpus auf CD-Rom hat. Wollte man die antiken Texte nach denjenigen Kriterien historisch-kritisch edieren, die heute für germanistische Leiteditionen hochgehalten werden, brauchte man dazu ein

Jahrhundert. Damit spreche ich nicht gegen kritische und kommentierte Ausgaben. Ich kritisiere aber, daß zwischen Buch- und EDV-Medium nicht oder selten differenziert wird; daß die Extension des zu Edierenden auf keine qualitative, sondern nur quantitative Grenze stößt; daß die Kommentarpraxis ausufert. Es wird zwischen Kommentar und monographischer Untersuchung nicht sauber unterschieden, so daß im Zeichen von Vollständigkeit und Sorgfalt der Edition immer mehr die Fachforschung der Wissenschaftler gefördert wird. Es geht, so sieht man immer häufiger, eben durchaus nicht um Leser, die für einen Autor gewonnen werden sollen, sondern es geht zunehmend um Stellensicherung und -verlängerung von Editoren.

Ich bestreite nicht, daß trotz dieser Lage teilweise hervorragende Editionen entstanden sind und entstehen. Das aber läßt folgende Punkte (womit ich resümieren will) nicht übersehen:

1. Es gibt in der Germanistik keine Editionsplanung.
2. Die Editionsprojekte sind zu aufwendig, dauern zu lange, kosten zu viel und erreichen nicht die Leser.
3. Das Verhältnis von ediertem Text zu den *avant-textes* (welche zur *critique génétique* gehören) und zu den Kommentaren und Dokumenten läuft aus dem Ruder. Der betriebene Aufwand mit den *avant-textes* macht Editionen unleserlich. Die interpretativ-monographischen Teile nehmen überhand. Die Kommentare sind oft zu spezialistisch. Die intertextuellen Verwebungen werden zu unübersichtlichen Rhizomen. An die Stelle von Selektion tritt Extension. Zunehmend werden Editionen gelenkt von text- und literaturtheoretischen Positionen, die nicht aus dem Material entwickelt, sondern diesem übergestülpt werden. Zunehmend herrscht ein ungebremster Maximalismus, bei welchem man den Eindruck gewinnt, daß Editoren nicht dem Autor, sondern sich selbst ein Monument zu setzen versuchen.
4. Es wird nicht oder unzureichend zwischen Buch- und EDV-Publikation differenziert. Anzustreben wären offene Textdatenbanken deutschsprachiger Literatur in strikter Trennung zu davon abgeleiteten Leseausgaben in Buchform.
5. Die germanistischen Editionen operieren insgesamt lokal, d.h. ihre editionswissenschaftlichen Prinzipien und Maximen sind weitgehend nicht

im Dialog mit editionsintensiven Nachbarwissenschaften wie der Historie oder der Philosophie entwickelt; auch fehlt es an internationalem Austausch, einer Abgleichung also mit der Editionspraxis in den anderen Philologien etwa in Frankreich, England und den USA.

6. Die Fürsorgepflicht für die große Masse der Editoren wird vernachlässigt. Statt eine closed society zu bilden, sollten Editoren und Editionswissenschaft in die universitäre Lehre eingebunden werden. Fusionen von Biographien und Projekten, so daß schließlich die Existenz von Personen an einer Ausgabe hängt, sind strikt zu vermeiden.

Im Gesamtbereich der Editionen, Repertorien, Wörterbücher, Bibliographien etc. ist eine weitgehend unkoordinierte, teilweise inkompente Entwicklung der Datenverarbeitung zu beobachten. Gerade hier jedoch liegt das größte Anwendungsfeld der Datenverarbeitung in der Germanistik. Zu oft werden Insel-Lösungen gewählt, der Stand der Technikentwicklung nicht hinreichend berücksichtigt und Software-Entscheidungen ohne Übersicht getroffen. Langfristig entstehen damit Probleme in der Datensicherheit, in der Daten-Portabilität (Im- und Export), in der Netzwerkfähigkeit, in der Transparenz und Flexibilität. Der Bedienungskomfort für externe Nutzer ist aufgrund der Nichtberücksichtigung der genannten Kriterien nicht gegeben, so daß die Sekundär- und Tertiär-Nutzung der Daten erschwert oder gar unmöglich wird. Dadurch entsteht innerhalb der Projekte ein hoher Zeitaufwand für die Datennachsorge bzw. für die Anpassung der (falschen) Programme für die eigenen Bedürfnisse. Das heißt: das Projekt verteuert sich.

Im Daten-Bereich besteht aufgrund der ebenso rasanten wie unkoordinierten Entwicklung ein hoher Beratungsbedarf besonders in den grundwissenschaftlichen Arbeitsbereichen der Germanistik. Es sind lokal wie überregional arbeitende Clearing-Stellen dringend erforderlich, um das Problem nicht nur der Projektkoordinierung, sondern insbesondere einer nationalen Textdatenbank deutscher Literatur auf den Weg zu bringen. Es ist heutzutage sinnlos geworden, neue Editionsprojekte von 10- bis 20jährigen Laufzeiten zu bewilligen, ohne daß ein Konzept zur langfristigen Datenbanksicherung der investierten Arbeit bestünde.

Es gibt keinen Überblick darüber, wie sich Forschungsgelder und Forschungskraft auf grundwissenschaftliche Projekte einerseits und historisch-interpretative Vorhaben andererseits verteilen. Die

Drittmittelgeber könnten darüber etwas sagen, tun es aber nicht. Bei der Universitätsforschung wird die Frage nicht gestellt und folglich nicht untersucht. Mein Eindruck ist, daß grundwissenschaftlichen Projekte heute als Möglichkeit genutzt werden, sich gegenüber den ephemeren Zeitströmungen der Germanistik, ihrer großen theoretischen Unruhe und den überfordrenden Erweiterungen ihres Gegenstandsfeldes zurückziehen zu können auf ein krisenfest scheinendes Terrain. Das könnte sich als Trug erweisen. Der Einzug der Datenverarbeitung oder dekonstruktivistischer Texttheorien in die Editionspraxis zeigt im Gegenteil, daß die Editions-wissenschaft im hohen Maße von allerneuesten Entwicklungen erfaßt wird. Die überraschenden Echos, die Editionen heute publizistisch erhalten, hängen mit dieser Fusion des Allerältesten und Allerneuesten der Germanistik zusammen. Editionen sind heute Schauplätze, auf denen sich die widersprüchlichen Traditionen und Lager der Literaturwissenschaft aufschlußreich kreuzen. Gerade deswegen dürfen Editionen nicht mehr private Rittergüter von Ordinarien mit ihren Knechten sein. Was und wie, nach welchen literarhistorischen, texttheoretischen, editions-wissenschaftlichen und datenmäßigen Kriterien ediert werden soll –: das ist für die Germanistik eine öffentliche Planungsaufgabe ersten Ranges. Sie ist nicht länger hinter verschlossenen Türen, sondern auf dem Forum der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zu verhandeln.

Zum Schluß beschäftige ich mich mit der *Erweiterung* der Germanistik, nämlich der Empfehlung die Geisteswissenschaften insgesamt seien in Kulturwissenschaften zu überführen und interdisziplinär auszurichten.

Absichtslos, wenn auch nicht zufällig stehen sich Adepten eines (postmodernen) Ästhetizismus und Hardliner der Szientifizierung gegenüber. Sie haben sich immer weniger zu sagen – trotz jeweilig internationaler Ausrichtung. Das Feld der Germanistik ist heterotop, aber nicht international, stark an den Rändern, schwach im Zentrum, im einzelnen so begründungsstark wie im ganzen so legitimationsschwach, fraktionell und konjunkturrell, aber nicht konsensusorientiert und diskursdisziplinär bestimmt. Eine nur halbierte Modernisierung ist in eine mitunter theatralisierte Postmodernisierung der Germanistik umgeschlagen, mit kreativen Einzelleistungen, verblüffenden Randgängern, strengen Szientisten und phantastischen Hochseilkünstlern auf einer immer undeutlicheren Skala des wissenschaftlich Erforderlichen.

In einer solchen Lage der Zerklüftungen, der Akzeleration dort und der Abbremsung hier, der sinnvollen Innovationen und modischen Ornamente ist es immer schwieriger geworden Ebenen der Verständigung auszuzeichnen und wirksam zu machen, welche als "Medien der Kommunikation" zwischen den kontaktlos zueinander stehenden Theorien und Methoden (und Antitheorie-Theorien) funktionieren könnten. Das ist seit 1989 nicht leichter, sondern noch schwieriger geworden.

Zwar hatte sich in den Wissenschaften der Kollaps der binär organisierten politischen Systeme schon angekündigt. Was als das Ende der 'großen Narrationen', des Logozentrismus und Eurozentrismus, was als Krise linearer Aufklärung oder geschichtsphilosophischer Dialektik bezeichnet wurde, setzte ein Denken frei von nichtlinearen Prozessen, heterogenen Vielheiten, dezentralen Perspektiven, unregelmäßigen Energien und Intensitäten, heterotopischen Verteilungen, von Brüchen und Sprüngen, von unsteten Margen und zerfallenden Rändern. Es war der 'Stil' dieses Denkens, der den Universalitätsanspruch von Rationalität, die dualen Muster, systematischen Einheiten und teleologischen Sinngestalten weniger argumentativ widerlegte als hineinzog in einen Prozeß sprachlicher Dissoziierung – eben einer Dekonstruktion. Der Dekonstruktivismus wollte sich neben den explosiv vermehrten Modellen, theoretischen Strategien und methodischen Verfahren nicht als weiterer 'positiver' Diskurs etablieren; er wollte sich auch nicht als Metatheorie zur Vermittlung der unwiderruflich aus jedweder Einheit herausgefallenen Wissenschaften anbieten. Vielmehr darf man, sub specie des Zerfalls der politischen Einheiten und der fortschrittenen Desintegration der sozialen und kulturellen Systeme, wohl behaupten, daß der Dekonstruktivismus die zeitgemäße Form war, eine Art nomadischen Überlebens von Intellektuellen zu erfinden. Heute könnte dies im Zeichen neu belebter kummunitärer Philosophien, lokaler Ethiken und kleiner Moralen schon wieder überholt sein.

Ferner läßt sich beobachten, daß das Ende der Systeme und ihrer Konkurrenz um Fortschritt und Rationalität, das Ende auch der Denkmauern und Ausgrenzungslogiken zwar zu einer Pluralisierung der Diskurse, nicht aber automatisch zu Internationalisierung und Dialogfähigkeit geführt hat. Im Gegenteil zeigen neue Nationalisierungen, daß auch in den Wissenschaften veränderte Formen der Privilegierung, der Verteilung von Wissenszugängen und der exklusiven Organisation von Erkenntnis Platz greifen könnten.

Zugleich mehren sich die Zeichen, daß kulturübergreifende Kommunikation zu einem erstrangigen politischen Erfordernis wird. Dem Privileg unserer Internationalität entspricht die Verantwortung einer Gesellschaft gegenüber, in der Verständigungsabbrüche und flottierende Gewalt zur Regel wird und ungesteuerte Segregationsprozesse die Gesellschaften in explosive Spannung versetzen. Der Anfang könnte in einer Form von Wissensorganisation liegen, die selbst von Durchlässigkeit, Dialogizität und Grenzüberschreitung gekennzeichnet ist. Den Prozeß der interkulturellen Verständigung weiterzuentwickeln, heißt dabei, in der *community* Fähigkeiten aufzubauen, mit dem Fremden, Angstmachenden, dem Anderen unserer selbst in unseren Wissenschaften, in unserer Gesellschaft und zwischen den Gesellschaften umgehen zu können.

Gegen lineare Homogenisierungen der Geschichte gilt es, die Vielfalt von Geschichten und Kulturen zu verteidigen, das produktiv Widersprüchliche und Heterogene der Kulturen und den nicht zu subsumierenden Reichtum der Geschichte zu wahren, deren getreue Korrepetitoren in einigen ihrer wertvollsten Momente, den Sprachen und den Literaturen, wir sind oder sein sollten.

Vor diesem Hintergrund läßt sich eine kulturwissenschaftliche Innovation der Germanistik mit folgenden zwei Gründen verteidigen:

a) Das traditionelle Selbstverständnis der Geisteswissenschaften wandert aus deren angestammten Disziplinen zunehmend aus. Diese haben im Prozeß der Szientifizierung den Anspruch ihrer historisch-hermeneutischen Selbstreflexion zunehmend marginalisiert. Unter dem gesellschaftlichen Effizienzdruck bilden Sprach- und Sozialwissenschaften, philosophische und historische Fächer Expertenkulturen aus, die mit der Aufgabe ihrer Sinnfindung im gesamtgesellschaftlichen Kontext überfordert sind. Dies zieht eine Delegation der beiseitegeschobenen Reflexionsaufgaben an eine neue, interdisziplinär ausgerichtete Wissenschaft nach sich; die Germanistik könnte zumindest in Teilen sich in diese Richtung profilieren.

b) Die interdisziplinären Aufgaben können mit der üblichen Dichotomie von Natur- und Geisteswissenschaften, die das Verstehen vom Erklären (Dilthey) und die literarische von der technischen Intelligenz (Snow) abgrenzt, nicht mehr angemessen beschrieben werden. Denn die klassischen Geisteswissenschaften verwenden selbst bereits in hohem Maße erklärende und technische Verfahren, so daß diese als Unterscheidungsmerkmal

hinfällig werden. In jüngerer Zeit sind daher neue Dualismen in Umlauf gekommen – etwa die Unterscheidung von System und Lebenswelt (Habermas) oder die von Struktur und Handlung (Schwemmer). Zunehmend wird indessen bestritten, ob dualistische Ansätze überhaupt noch der Komplexität heutiger "multikultureller" Gesellschaften gerecht werden. Die Alternativvorschläge reichen von "drei Kulturen" (Lepenies) über "Trans-" und "Interkulturalität" (Welsch, Wulf, Wierlacher u.a.) bis hin zur "Verflüssigung" des Kulturbegriffs (Eder). Das entbindet freilich nicht von der Frage nach der Einheit von "Kultur" als "Inbegriff aller menschlichen Arbeit und Lebensformen" (Mittelstraß, Schnädelbach). Die Germanistik könnte hier einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung einer kulturwissenschaftlichen, interkulturellen und ethnographischen Reformulierung der Geisteswissenschaften liefern.

Der anerkannte Bedarf einer kulturwissenschaftlichen Selbstreflexion, zu der die Germanistik Anstöße liefern könnte, stößt aber auch auf Hindernisse:

- Durch das historische Verblässen des Humboldtschen Bildungskonzeptes ist eine Leerstelle von Reflexivität entstanden. Es sind die Geisteswissenschaftler selbst, die die Überzeugung verloren haben, daß in der Humboldtschen Idee einer aus Selbstreflexion geschöpften Integrationskraft der Wissenschaft noch irgendein Ansatz zur Überwindung der "disziplinären Krise der Wissenschaften" (Dubiel) liegen könnte.
- Die kulturwissenschaftliche Forschung hat bisher keine verbindlichen Kriterien für die Formulierung ihrer Aufgaben und Ziele.
- Die vorhandenen Konzepte zur Theorie der Kulturwissenschaft grenzen sich eher voneinander ab als daß sie eine konstruktive Diskussionskultur hervorbringen. Hermeneutik und Medientheorie, moderne und postmoderne Diskurstheorie, Ethno- und Ikonographie, Makro- und Mikrohistorie treten jeweils mit Exklusivitätsansprüchen auf, die die Chance verfehlen, aus der Vielfalt der Ansätze ein neues komplexitätsoffenes Verständnis von Kulturwissenschaft hervorgehen zu lassen.
- Die Gesellschaftstheorie ist in der Soziologie ebenso marginalisiert wie die Lebensgeschichte in der Psychologie oder die Hermeneutik in der Philosophie und den Sprachwissenschaften. Der fachübergreifende Dialog hat damit die Bindekräfte verloren, die ihn als Dialog unterschiedlicher

Facetten einer gemeinsamen Wissenskultur überhaupt erst konstituieren würden. Die Aktualität der allorts geforderten Kulturwissenschaft hat ihren Grund darin, diesen Zustand zu überwinden zu sollen. Sie soll die Grundlagen und die Moderation für einen interdisziplinären Diskurs bereitstellen, der aus den Einzelwissenschaften heraus nicht mehr geführt werden kann. Das aber überfordert eine Kulturwissenschaft nicht minder als die Germanistik unter den polemogenen, sprich: Widersprüche und Inkommensurabilitäten erzeugenden Kulturprozeß fällt (Klaus Eder).

Letzteres ist entscheidend dafür, das Ansinnen, mittels der Kulturwissenschaft die Krise der Geisteswissenschaften zu beheben, skeptisch einzuschätzen. Kulturwissenschaft soll sowohl dem Wunsch nach Integration wie dem Erfordernis von Modernisierung abhelfen. Zugleich aber wird die "Kulturalität" der Wissenschaften selbst betont, d.h. die Geisteswissenschaften entdecken sich als Praktiken, die selbst ein Moment ihres Gegenstands darstellen. Darin liegt ein nicht behebbarer performativer Widerspruch, wenn wahr ist, was in der utilitaristischen Kultursoziologie als grundlegender Zug des Kulturprozesses behauptet wird: nämlich seine trennende, in Inkommensurabilitäten treibende, dissoziierende Struktur. Dieser Befund steht im Gegensatz zu älteren Annahmen, wonach die Kultur Funktionen der sozialen Integration übernehme (Parsons u.a.). Wenigstens seit Ende des 18. Jahrhunderts scheint das Gegenteil zu gelten — oder zumindest beides: daß Kultur sowohl integriert wie spaltet. Unabhängig davon, ob man Kultur als Kommunikation, als Gebrauchsweisen von symbolischen Elementen, als Ebene von Normen und Werten, oder als lebensweltliche Praxis bestimmt — man kommt nicht daran vorbei, daß es gerade die kulturellen Prozesse und deren Institutionen (z.B. die Wissenschaften, die Medien) sind, die soziale Beziehungen als Machtbeziehungen codieren und aufgrund ihrer polemogenen Effekte desintegrierend wirken. Kultur ist, wie Klaus Eder resümiert, "ein Entzweigungsmechanismus".

Die schismatischen Entwicklungen der Wissenschaften sind mithin der wahrscheinliche Fall, während Einheit und Integration hoch unwahrscheinlich sind. Das gilt natürlich auch für die Kulturwissenschaft. Ich ziehe daraus den Schluß, daß es nicht theoretische, schon gar nicht Gründe der paradigmatischen Reife sein können, welche die Kulturwissenschaft in hohes Ansehen setzen. Also sind die Gründe konjunkturell. Dann aber steht zu vermuten, daß in wenigen Jahren der frische Glanz der Kulturwissen-

schaft ebenso verbraucht sein wird wie gegenwärtig der frühere Glanz der Sozialgeschichte oder der Linguistik – beide sollten einmal eine Basis der Geisteswissenschaften abgeben und niemand glaubt das noch. Man kann daraus schließen, daß die Germanistik wie jede andere Geisteswissenschaft ihre Probleme selbst lösen muß. Und da die Germanistik genug Erfahrung mit importierten Theorien und Methoden hat, die ihr ebenso viel neue Lösungen wie neue Spaltungen beschert haben, ist vielleicht gerade sie disponiert, eine Wissenschaftskultur zu entwickeln, deren 'Kultur' eben darin bestünde, in ein reflexives wie produktives Verhältnis zu den unvermeidlichen Schismen innerhalb und außerhalb ihres Hauses zu treten.

Tatsächlich finden wir in der Germanistik gegenwärtig alles, was überhaupt in den Geisteswissenschaften betrieben wird. Daß ein Germanist aber treibt, was ein Philosoph, ein Ethnologe, ein Kunstwissenschaftler, ein Soziologe tut, ist noch kein Ausweis von Interdisziplinarität und weckt den Verdacht des Dilettantismus. Unter den Bedingungen fortgeschrittener Ausdifferenzierung ist es bereits unwahrscheinlich, daß ein Neugermanist Nennenswertes zur Mediaevistik beiträgt oder ein Mediaevist ein Problem der strukturalen Linguistik löst. Auf Anhieb fallen jedem Beispiele dafür ein, daß Germanisten sich als die besseren Medienwissenschaftler anbieten, als Interkulturalitäts-Sachverständige auftreten, an soziologischen Theorien basteln, oder die community mit der Einsicht überraschen, daß alles Text sei und alle Texte Medien. Dabei entstehen mitunter wichtige Arbeiten. Nur kann der Glücksfall, daß ein Germanist ein guter Medienwissenschaftler ist und ein Linguist die Anerkennung von Hirnforschern gefunden hat, nicht als Modell für Interdisziplinarität dienen. Diese besteht nicht darin, Disziplingrenzen beliebig auszudehnen. Sondern Interdisziplinarität setzt auf der Basis des Spezialwissens zweierlei voraus: zum einen sind, ausgehend vom engen Kreis dessen, was man weiß, solche Probleme zu identifizieren, welche nicht innerhalb der eigenen Disziplin lösbar, aber aus Gründen lösungsbedürftig sind. Und zum anderen sind "Medien der Kommunikation" zu entwickeln, welche Verständigungsprozesse zwischen getrennten Wissensprovinzen ermöglichen. Beide Fähigkeiten erwirbt man nicht schon dadurch, daß man ein guter Fachwissenschaftler ist. Dies ist eine notwendige, nicht aber hinreichende Bedingung für Interdisziplinarität. Vielmehr muß auf allen Ebenen der Ausbildung berücksichtigt werden, daß Wissenschaften auch kulturelle Praktiken sind. Und zum anderen müssen inhaltliche

Problemfelder gefunden werden, in bezug auf welche Interdisziplinarität die Bedingung für ihre Lösung sind.

Hierfür will ich ein einzigen Ansatz skizzieren. Ausgangsthese für die Bestimmung eines interdisziplinären Problemfeldes ist, daß die neuzeitlichen Gesellschaften sich zu technischen Zivilisationen gewandelt haben. Das heißt: die technischen Systeme durchdringen nicht nur die traditionell nicht-technischen Sektoren der Kultur, sondern bestimmen kraft ihres Universalisierungsanspruchs und ihrer Effektivität in Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur auch solche Gesellschaften, die historisch, ethnisch oder kulturell von der westlichen Zivilisation unabhängige Wege beschritten. Im globalen Maßstab sind Gesellschaften und Kulturen „technomorph“.

Die bloß dualistischen Entgegensetzungen von Natur und Geschichte, von kulturellen und technischen Formationen, von Algorithmus und Sprache, von Materialität und Immaterialität, von „Hoch-“ und „Massenkultur“, von System und Lebenswelt, der Dualismus der Geschlechter, aber auch von eigener und fremder Kultur sind zur Analyse der Probleme gegenwärtiger Kultur nur tauglich, wenn sie in ihrer systemischen Vermittlung gesehen werden. Man hat sich dabei der technischen Durchdringung der kulturellen Lebenswelten sowie der Gefährdung oder Zerstörung der natürlichen Grundlagen des Lebens zu stellen. Ihre Position an der Nahtstelle von Sozial- und Geschichtswissenschaften, von Semiotik und Philologie, von Philosophie und Ethnologie, von Kunst- und Technikgeschichte wahrt eine interdisziplinäre Germanistik dadurch, daß sie die Traditionsbestände vergangener Epochen, die paradigmatischen Praktiken und „symbolischen Formen“ der Kultur(en) in Beziehung zu den gegenwärtigen Umwälzungen der technischen Zivilisation setzt.

Das Ästhetische ist dabei eine unverzichtbare Dimension der gesellschaftlichen Reproduktion. Nicht nur die Künste, sondern auch die Ästhetiken des Alltags und die Formen des individuellen und kollektiven Wahrnehmens von Welt (Aisthesis) spielen für das Funktionieren von Kulturen eine kaum zu überschätzende Rolle.

Beide, Künste wie Ästhetiken, sind ohne ihre mediale Vermittlung undenkbar, wobei 'Medien' sowohl Erzeugnisse wie Bedingungen des Kulturprozesses darstellen. 'Medien' sind nicht nur als (moderne) technische Medien zu verstehen, sondern historisch und systematisch als das, worin

Wahrnehmen, Fühlen und Denken ihre charakteristischen Formen finden. Aus diesem Grund gehört Medientheorie und -geschichte zu den Gebieten, in denen Studierende spezielle Kenntnisse erwerben sollen.

Diese Thesen erscheinen mir für eine interdisziplinäre Germanistik anschlussfähig, d.h. sie ermöglichen Kommunikation über Sachverhalte ebenso wie über spezielle Ziele und Normen der Ausbildung. Es ist evident, daß verschiedene Wissenschaften eine Fülle von sachlichen Beziehungen zu den zitierten Thesen aufweisen. Die Weise aber, wie etwa die Germanistik, die Kulturwissenschaft, die Philosophie oder die Ethnologie das Problem der technisch-wissenschaftlichen Kultur von ihren spezifischen Gegenständen her bestimmen, wird und soll sich erheblich unterscheiden. Nur durch eine fachspezifische Profilierung von allgemeinen Problemen lassen sich überhaupt interdisziplinäre Kommunikationen angehen. Sie stoßen aber auf erhebliche Blockierungen: in der Ausbildung verhindert die disziplinäre Organisation integrierte Studiengänge und in der Forschung sind karrierefördernde Gratifikationen vor allem an Spezialisierungsniveaus geknüpft.

Abschließend will ich resümieren, daß weder Kulturwissenschaft noch Interdisziplinarität eo ipso Legitimationsschwächen der Germanistik beheben. Germanistik legitimiert sich aus den Gegenständen, die sie bearbeitet, und den Erkenntnissen und Kritiken, die sie hervorbringt. Eine selbstbewußte Vertretung des gegenständlichen Kerns, der Literatur und der Sprache, ist auch dann anzuraten, wenn kulturtheoretische Thesen von deren epochaler Überholung durch die Neuen Technologien ausgehen. Daß Literatur und Sprache in der telematischen Gesellschaft einem Wandlungsprozeß unterliegen, heißt noch nicht, daß sie in den künftigen Gesellschaften keine Bedeutung und Wirkung mehr haben, und heißt erst recht nicht, daß die Sprach- und Literaturwissenschaft sich umwillen scheinbarer Modernisierung von ihrem Gegenstand entfernen oder gar verabschieden dürfte. Kein Fach der Philosophischen Fakultät hat sich die Permanenz von Krisen derart aufreden lassen und sich selbst eingeredet wie die Germanistik. Sie hat dabei die Vertretung ihrer Stärken und ihres Gegenstandes nahezu verloren. Dabei kann kein Zweifel sein, daß die Germanistik so leistungsstark ist wie niemals zuvor. Die Germanistik verdankt ihre Vielfalt und Produktivität vor allem der Tatsache, daß sie sich den Theorien und Verfahren von Nachbarwissenschaften geöffnet hat. Sie ist dadurch jedoch eine Art Importwissenschaft geworden und zahlt den

Preis, der für Modernisierung durch Anpassung an externe Standards zu zahlen ist: dieser Preis ist der Kontaktverlust zu Traditionen des Faches und seinen Gegenständen. D.h. hier: ein Verdrängen des hermeneutisch-kulturwissenschaftlichen Ursprungs der Linguistik zwischen Herder und Humboldt sowie der Ästhetik und Hermeneutik als Grundlagen wissenschaftlicher Analyse von Literatur. *Darin* liegt die Bewußtseinskrise der Germanistik. Gewiß sollen die Wandlungsprozesse, die etwa durch die Neuen Medien oder das Ende des Dualismus eingetreten sind, sollen die technischen und kulturellen Folgen der dritten industriellen Revolution als epochale Herausforderung verstanden und in Forschung wie Lehre thematisch werden. Und gewiß sollte die Germanistik ihre Empfindlichkeit für Entwicklungen in anderen Disziplinen bewahren. Das nur kann ihre Lebendigkeit erhalten. Was die Gesellschaft aber braucht, sind Germanisten, die ihr sagen können, welche Rolle Sprache, Schrift und Literatur in vergangenen Kulturen spielten und welche Funktionen sie in der kommenden Gesellschaft einnehmen werden. Von da aus ergeben sich Anschlüsse an interdisziplinäre und kulturwissenschaftliche Fragestellungen genug, aus der Sicht von Leuten, die professionals für Sprache und Literatur sind und sein wollen.